

(Nachdruck verboten.)

28]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Kreßler legte seinen Arm in den ihrigen und ging mit ihr im Zimmer spazieren.

„Also, wie gefällt es Dir hier? . . .“

„Zu gut . . .“ erwiderte Grethe. „Man sieht an jeder Kleinigkeit, daß Du ein Künstler bist. Geschmack ist etwas, das sich nicht erlernen läßt.“

„Was Du für ein kluges Geschöpf bist, und was für hübsche Sachen Du oft sagst . . . Aber warum gefällt es Dir zu gut? Es ist doch alles schlicht und einfach?“

„Das schon, aber . . .“

„Aber? . . .“

Sie schwieg und blickte zu Boden.

„Ach!“ sagte er, „ich habe es erraten! . . . Du denkst, er fährt in einer Equipage, um die Leute zu täuschen; er wohnt in einer prunkhaften Wohnung, in der ihm kein Stück gehört . . . Ist es nicht so? Sprich doch! . . .“

Sie nickte nur.

„Siehst Du . . . ich weiß alles, was in Dir vorgeht . . . ich bin Gedankenleser.“ scherzte er. „Mach Dir keine unnötigen Sorgen, Du wirst später noch einmal darüber lachen! Sei doch ein bißchen einsichtig, stelle Dir vor, ich sollte meine Fabrikanten und Geldgeber in einem möblierten Zimmer empfangen! Nicht einen Groschen würden sie mir kreditieren!“

Und mit einer breiten Geste auf die kostbare Einrichtungweisend, sagte er lachend:

„Das sind alles Geschäftskosten! . . . Und nun nichts mehr davon. . . . Kisse mich!“

Sie tat es wie ein gehorames Kind.

„Rein, nicht so . . . Mehr . . . mehr!“

Er ließ sie nicht los, und sie selbst vergaß alle ihre Unruhe, alle quälenden Gedanken. Aber endlich entzog sie sich ihm sachte.

Langsam gab er sie frei. Und nun schüttete er ihr alle seine Sorgen aus, erzählte ihr die Wendung, die dieser Tag für sie gebracht, und wie er nun sicher glaube, den Berg hinter sich zu haben. Er sprach zu ihr wie zu einem treuen Kameraden, einfach, aufrichtig und ohne jede Pose.

Sie hörte ihm aufmerksam und voll Teilnahme zu, und ihre kummervolle Stirn glättete sich, als er so selbstbewußt und hoffnungsfreudig von der Zukunft redete.

„Mir ist,“ schloß er, „als ob ich Dich seit vielen, vielen Jahren kenne. Niemals kommt mir der Gedanke, als könnte ich Dir irgend etwas, es sei, was es sei, verschweigen. So etwas Vertrauenerweckendes hast Du für mich.“

„Vielleicht,“ antwortete sie, „bin ich nur ein ganz schwaches Menschenkind . . . wenigstens Dir gegenüber.“

„Das ist es ja gerade, wodurch Du mich besiegt hast! Ich sehe zu Dir empor und freue mich Deiner Kühnheit, und daß Du aufrecht und gerade gewachsen bist wie wenige Frauen! Und bevor ich noch in der Erkenntnis Deines besseren Wesens und meines unverdienten Glückes kleinmütig werde . . . bevor ich noch den großen Abstand zwischen unseren Naturen zu messen vermag . . . kommst Du und legst demütig Dein Schicksal in meine Hände, gibst mir mit einem Worte das Recht des Stärkeren . . . erkennst mir eine Ueberlegenheit zu, die ich . . .“

„Nein, nein, so darfst Du nicht reden,“ unterbrach sie ihn; „ich will nicht, daß Du Dir falsche Vorstellungen über mich machst . . . ich bin eine simple Natur mit kleinlichen, bürgerlichen Anschauungen, so daß ich Dir in vielen Dingen nicht einmal zu folgen vermag . . . Ich liebe Dich . . . das ist die einzige Rechtfertigung meines Wesens und meines Handelns. Ich glaube allerdings,“ fügte sie nachdenklich hinzu, während ihre Augen in tiefem und reinem Glanz leuchteten, „daß es auch die schönste Rechtfertigung ist, die ich haben könnte!“

Er wurde betroffen durch ihren großen Ernst.

„Immer sehe ich in Dir die einfache, große, strenge Linie, die mich in den Bauwerken der alten Meister entzückte, und so oft Du mir Dein inneres Wesen aufschließt, kommt der Architekt in mir zum Vorschein. . . . Nichts Verjöhnkertes

hast Du . . . nichts Kleinliches! Du bist ein ästhetischer Mensch, an dem man seine Freude haben muß.“

„Und Du bist ein verliebter Schwärmer,“ entgegnete sie lachend — „ein Theoretiker, der mich unkompliziertes Wesen — ach nein — reden wir von etwas anderem! Vom Wetter — von den Blumen — von der neuesten Mode — wovon Du willst — nur nicht von mir!“

„Nein,“ entgegnete er, „nur von Dir und von nichts anderem! — Erschrick nicht — ich komme mit einer großen Bitte.“

„Nein, ich erschrecke nicht — Du weißt, daß ich für Dich alles tue, was in meinen Kräften steht!“

„Alles, Grete?“

„Alles, was Du fordern darfst, Friedrich!“

Sein Name klang ihm aus ihrem Munde wie eine Melodie.

„Sage es noch einmal,“ bat er.

Leise wiederholte sie dieselben Worte.

„Ich möchte, daß Du Deine Stellung aufgibst. Ich möchte nicht, daß mein stolzes Mädchen von anderen abhängig ist!“

Sie blickte überrascht und verwundert auf.

„Das sind wir doch alle,“ entgegnete sie; „Du — ich — jedermann! Und dann,“ fuhr sie fort, „ich bin ein Mensch, der gar nicht ohne Arbeit sein kann. . . . Ich würde mich elend fühlen, wenn ich den ganzen Tag den Eltern auf dem Halbe liegen sollte. Denn was im Hause zu tun ist, besorgt die Mutter leicht und mühelos in wenigen Stunden.“

„Und wenn ich Dich trotzdem darum bitte?“

„Tue es nicht, Friedrich!“

„Aber, ich habe noch einen anderen Grund: Da ist bei Euch ein Mensch, der mir gegen den Strich geht.“

„Du meinst Canelli?“

„Ja! — Es beunruhigt mich, wie dieser Bursche Dich mit seinen Blicken verfolgt — laß mich ausreden, Gretel, und gib mir nach. Ich bin nämlich,“ fuhr er in sichtlich Verlegenheit fort, „überhaupt kein Freund der Italiener. Aber dem da traue ich nicht über den Weg. Glaube mir, er hat in seinen Zügen etwas Hinterhältiges und Gewalttätiges. . . . Ist es wahr, daß er Dir nachstellt, oder nicht?“

Seine Worte hatten sie verwirrt und fassungslos gemacht.

„So gib mir doch eine Antwort,“ drängte er.

„Es ist wahr, daß er mir nachgestellt hat,“ erwiderte sie langsam; „aber seitdem ich ihn einmal ernst zurückgewiesen habe, ist er mir nie mehr zu nahe getreten. Diesen Menschen erkennst Du — er hat mich geliebt, bevor ich Dich gesehen hatte, und er beweist mir täglich und freundlich, daß er sich zu fügen vermag und vor mir Ehrfurcht hat.“

Kreßler ergriff ihre Hand.

„Gretel, Du mußt mir die Liebe tun! Mitten in meiner Arbeit denke ich plötzlich an Dich und sehe dich neben Dir diesen Menschen, den ich — wer weiß, aus welchem Grunde — fürchte. Dann komme ich mir wie gelähmt vor und alle Arbeitsfreude vergeht mir.“ Und den Ton völlig wechselnd: „Denkst Du denn zuweilen auch an mich?“

„Immer . . . immer . . . Nicht nur zuweilen!“

„Und Du wirst von dort fortgehen?“

„Ja — ich will mich nach etwas anderem umsehen.“

„Aber das möchte ich nicht. . . . Meine Braut soll nicht . . .“

Sie ließ ihn nicht aussprechen, machte eine abwehrende Bewegung, während ihre Miene etwas Abweisendes, Scheues und Herbes erhielt.

Durch diesen Ausdruck wurde er betroffen und eingeschüchtert.

„Bist Du etwa nicht meine Braut?“ fragte er. „Glaubst Du mir nicht? Grete! Hälst Du mich für einen Menschen, der mit Dir kein Spiel treibt?“

Ein rührendes, unsagbar holdes Lächeln verschönte ihr Gesicht. Sie legte ihre beiden lebenden Hände auf seine Schultern.

„Friedrich,“ sagte sie, „ich habe Dich so von ganzem Herzen lieb, daß mir niemals der Gedanke gekommen ist, Du hättest mir gegenüber irgendwelche Pflichten. Du sollst Dich frei fühlen! — Du sollst nur so lange an mich ge-

Stunden sein, als es in Deinen Wünschen liegt, so lange, als es für Dich eine Notwendigkeit ist. . . . Sobald das aufhört. . . .

„Nie hört das auf,“ unterbrach er sie. „Du weißt, Du bist eine Notwendigkeit für mich, Du weißt, daß ich ohne Dich nicht sein kann! Du darfst nicht an mir zweifeln. Du tust mir weh damit!“

Seine Stimme bekam auf einmal etwas Angsterfülltes, seine Augen weiteten sich.

„Grete, ich bin verloren, wenn ich Dich verliere! Das ist für mich eine Gewißheit!“

„Und wenn Verhältnisse kommen, die stärker sind als Du?“

„Du bist die stärkste Notwendigkeit für mich,“ beharrte er. „Wenn Du wüßtest, was mir alles durch den Kopf gegangen ist . . . wie viel Sorgen, wie viel quälende Gedanken . . . und wie ich heute erst aufatme, weil die schlimmste Not hinter mir liegt.“

Sie nahm seine Hand und blickte ihn voll Liebe an.

„Warum kämpfen wir in solcher Unruhe und Hast?“ sagte sie schwermütig. „Es kommt mir manchmal so vor,“ fügte sie verjöhren hinzu, „als ob die meisten Menschen ohne inneren Zwang sich auf das Meer begeben und den Stürmen sich aussetzen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Riesen und Zwerge.

In den Märchen unserer Kindertage spielen Erzählungen von Riesen und Zwergen eine wichtige Rolle. In einer großen Anzahl von Büchern der Jugendliteratur begegnen wir vielfach jenen großen und kleinen Wesen von unnatürlichem Wuchs und unproportioniertem Körper in künstlerischer Darstellung und als Objekt so mancher Wundersage, die die kindliche Phantasie mächtig anregt und in ferne Länder und ferne Zeiten versetzt. Auf den Eindruck jener Lektüre in unserer Jugend ist vielleicht die Vorstellung zurückzuführen, daß einstmal und in anderen Ländern das Menschengeschlecht an Körperwuchs und Größenmaß von dem unserigen ganz verschieden gewesen und daß wir besonders durch Degeneration der Rasse den angeblichen Riesen früherer Zeiten gegenüber gewissermaßen zu Pygmäen herabgesunken seien. Nichts ist falscher als eine solche Annahme.

Welches sind zunächst die Grenzen, zwischen denen der normale Wuchs der Menschen variiert? Gewöhnlich teilt man die verschiedenen menschlichen Rassen ein: in kleine Rassen unter 1,60 Meter, in mittlere zwischen 1,60 und 1,70 Meter und in große über 1,70 Meter. Die kleinsten Rassen sind: die Eskimos (1,58), die Lappen (1,53), die Negritos der Philippinen (1,50) und endlich die Affas des südlichen Afrikas (1,42 Meter). Die Bewohner Südschwedens, Polens, Sibiriens, der Ukraine, Sachsens, Preußens, Englands und Nordamerikas sowie die Mandchus- oder chinesischen Tartaren können unter die großen Rassen gezählt werden. Schließlich sind auch die Patagonier durch ihren hohen Wuchs bekannt.

Wenn nun Legende und Tradition von Rassen erzählen, deren gigantischer Wuchs alles übertreffen würde, was unsere Phantasie sich vorzustellen vermag, so gehören alle jene Riesen der Fabel und nicht der Geschichte an. Noch im Jahre 1718 versicherte ein Akademiker Henrion ganz ernsthaft, daß Adam mindestens 41,60 Meter, Eva 40, Abraham 6,60, Moses 4,70 und Goliath 4 Meter gemessen haben. Tausende von menschlichen Skeletten sind aber an den verschiedensten Punkten der Erde ausgegraben worden, und die Anthropologen haben nach ihnen den Beweis geführt, daß in prähistorischen Zeiten der Mensch seinen Wuchs nicht übertraf. Wenn man bisweilen aufgefundenen Knochen alten Riesen zuschrieb, so hat stets eine genaue Prüfung die Haltlosigkeit dieser Annahme dargetan. So glaubte man eines Tages das Grab des Cimbernkönigs Teutobochus, der durch Marius eine Niederlage erlitt, gefunden zu haben, und nach dem Knochengeriß wäre jener mindestens 30 Fuß hoch gewesen. Allein bei näherem Zusehen fand sich, daß die Knochen allerdings einem Riesen, aber einem Riesen der Elefantenart, einem Mamuth gehörten.

Auf der anderen Seite könnte man nach den in den Museen aufbewahrten Rüstungen zu der Annahme kommen, daß unsere Vorfahren, ohne Riesen zu sein, doch viel größer gewesen sind als wir. Gewiß haben in jener Zeit viele Menschen von hoher Gestalt gelebt, aber die Rasse in ihrer Gesamtheit war nicht größer als heute. Auch dafür liegen massenhafte Beweise in den Ausgrabungen von Skeletten vor. Wir können also in dieser Beziehung beruhigt sein, wir würden unseren Vorfahren nicht ein Geschlecht von Zwergen sein. „Nein,“ sagt der Franzose Jbidor Geoffroy Saint-Hilaire, „nein, der Mensch ist nicht kleiner geworden unter der Wirkung der Zivilisation; er ist nicht schwächer geworden, indem er klüger wurde; er hat nichts von seiner wirklichen Kraft und seiner ersten Größe verloren, indem er sie durch Geschicklichkeit und die Industrie vervielfältigte.“

Wenn also wirkliche Rassen von Riesen nicht existiert haben, so finden sich doch im Laufe der Zeiten Menschen, die sichtlich den

Wuchs ihrer Mitmenschen überragen: haben doch einzelne von ihnen fast 3 Meter Höhe erreicht. Wir erinnern an Maximilian Müller, geboren 1674 in Leipzig, der 2,74 Meter maß, an einen Riesen, den man 1755 in Rouen sah und dessen Wuchs 2,59 Meter erreichte, einen schwedischen Bauer und einen Finnländer, von denen Buffon erzählt, daß sie 2,60 Meter groß gewesen seien. Man kann noch im Museum zu München das Skelett eines Riesen von 2,45 Meter sehen, und in Erinnerung werden noch sein der Chinese Chang, der sich 1878 in Europa sehen ließ und 2,49 Meter hatte, und der Oesterreicher Franz Winkler, der 1887 im Alter von 21 Jahren mehr als 2,60 Meter aufwies. Bei den Riesenfrauen ist der Wuchs gewöhnlich „kleiner“ als bei den Männern. Die größte bekannte Frau scheint eine Deutsche, namens Marianne, gewesen zu sein, die 1885 im Alter von 17 Jahren in London in einem Stücke als Königin der Amazonen auftrat. Sie starb sehr jung. Katharina Brodner, eine andere Riesin, war eine sehr hübsche Schweizerin, die im Alter von 23 Jahren 2,15 Meter Höhe hatte. Endlich besitzt die Sammlung des Museums von Stockholm das Skelett einer Lappin, die 2,03 Meter maß, was um so auffälliger ist, als sie zu einer sehr kleinen Rasse gehörte.

Die Liste der bekannten Riesen ist lang und bis auf den Riesen Machnow noch durch manches Exemplar zu erweitern. Aber sind alle diese Menschen von sehr hohem Wuchs wirkliche Riesen? Mit anderen Worten: zeigen sie sich so, daß die Harmonie des Baues ihrer verschiedenen Organe offenbar normal ist trotz der außerordentlichen Entwicklung ihres Wuchses? Sind ihre physische Kraft und ihre Widerstandsfähigkeit proportional dieser ungewöhnlichen Entwicklung? Die medizinische Wissenschaft antwortet darauf — von Ausnahmen abgesehen — mit einem entschiedenen Nein. Erfahrungsgemäß sterben sie meistens jung, oft an der Schwindsucht nach einer Periode frühzeitiger Senilität. Die medizinische Wissenschaft betrachtet den „Gigantismus“ als eine Krankheit, und besonders die durch Autopsie gewonnenen Resultate des englischen Arztes Dana lassen es uns nicht bedauern, daß eine Rasse von Riesen nicht aufgefunden ist und nicht aufkommen wird.

Wenn nun gewisse Individuen sichtlich die mittlere Statur ihrer Mitmenschen übersteigen, so finden sich dagegen andere, die durch ihren außerordentlich kleinen Wuchs sich bemerkbar zu machen wissen: das sind die Zwerge.

Die Geschichte hat uns die Erinnerung an zahlreiche Zwerge überliefert. So fand man solche häufig in der Umgebung römischer Kaiser. Augustus und Tiberius hatten ihre Zwerge, die sie sehr verzogen, und Domitian ließ sie in Zirkuskämpfen auftreten und amüsierte sich, sie mit Frauen von großer plastischer Schönheit kämpfen zu sehen, die eigentümlich mit der Häßlichkeit ihrer Gegner kontrastierte. Die Orientalen hat die Griechen und Römer die „Kunst“ gelehrt, das Wachstum aufzuhalten, und man „schuf“ Zwerge. Bald hatte jede römische Dame ihr „kleines Angeheuer“. Es wurde dies zu einer wirklichen Mode, allerdings einer bizarren und unmenslichen, da sie die Umbildung in elende Wesen bei Individuen begünstigte, die normal hätten sein können. Bis ins Mittelalter findet sich in Italien diese Mode. Karl V. hatte an seinem Hofe einen berühmten gewordenen Zwerg, Kornelius von Vithauen, der bei einem großen Turnier in Brüssel im Jahre 1545 einen Preis wegen seiner Anmut und Geschicklichkeit errang. Auch in Frankreich gab es lange Zeit hindurch Hofzwerge, und Franz I. hatte außer seinem überaus häßlichen Karren Triboulet mehrere Zwerge, die ihn zerstreuen mußten. Die größte Vereinigung von Zwergen scheint in Moskau von der Prinzessin Kathalie, der Schwester des Zaren Peter I., veranlaßt zu sein. Ein großes Fest wurde zu deren Ehre gegeben. Etwa 60 Zwerge kamen aus den verschiedensten Gegenden des russischen Reiches zusammen, man führte sie in 15 kleinen Wagen umher, die von je 6 winzigen Pferden gezogen wurden. In der ersten Kutsche waren ein Zwergbrautpaar mit Ehrenherren und Ehrendamen, in einer anderen befanden sich Zwergmusikler. Dieser eigentümliche Zug wurde durch ein Regiment Dragoner von hohem Wuchs eskortiert, die einen seltsamen Kontrast bildeten und die „Gelden“ des Festes noch kleiner erscheinen ließen.

Der kleine Wuchs der Zwerge wie die hohe Statur der Riesen wird gewöhnlich einem bestimmten pathologischen Zustande zugeschrieben und im allgemeinen durch den Akromegalismus oder die Mikrophalie verursacht. Inzwischen hat man auch sehr wohl proportionierte Zwerge gesehen, aber auch diese fallen im Gegensatz zu gewissen kleinen Rassen (Lappen, Negritos oder Affas) aus dem Rahmen des Normalen heraus: die Wissenschaft betrachtet sie als Mißgeburten.

Als vollendetes Beispiel eines Zwerges ohne nachzuweisende Disproportion ist Jeffrey Hudson zu nennen, der am Hofe Karls I. von England war, und dem Walter Scott in einem seiner Romane ein Denkmal gesetzt hat. Mit 30 Jahren maß er nur 47 Zentimeter, das ist beinahe der Durchschnittswuchs eines wohlgebildeten Neugeborenen. Nach vielen Jahren Stillstand im Wachstum schloß er „in die Höhe“, und als er 1692 im Alter von 73 Jahren starb, maß er 1,16 Meter. Die Geschichte des Zwerges des Königs Stanislaus, Herzogs von Lothringen, ist zu bekannt, als daß wir sie hier wiederggeben brauchen. Nur daran sei erinnert, daß er nach Angabe seiner Eltern bei der Geburt 1½ Pfund wog und am Tage seiner Taufe auf einem Teller präsentiert wurde. Er schloß lange Zeit in einem Schuh, und sein Mund war so klein, daß er bei seiner Mutter nicht die Nahrung finden konnte, man gab ihm eine Ziege

als Amme. Er starb im Alter von 23 Jahren und maß beim Tode nur 90 Zentimeter. Sein Skelet ist im Museum aufbewahrt.

Der berühmten Zwerge gibt es eine ganze Anzahl. Cicero hatte mehrere Male als Gegner einen zwerghaften Redner C. Lucinius Calvus, der mit großem Talente plädierte. Alpius, ein Philosoph, dessen Wissen und Dialekt man rühmte, und der in Alexandrien lebte, hatte nur zwei Fuß Höhe. Auch unsere Generation hatte zahlreiche Zwerge gesehen. Im Jahre 1833 ließ sich in Paris eine holländische Zwergin sehen, die 30 Zentimeter bei ihrer Geburt maß, 0,55 mit 5 und 0,59 mit 9 Jahren bei einem Gewicht von 9 Pfund in diesem Alter. Sie hatte einen sehr kleinen Kopf, war aber durchaus keine Idiotin, denn mit 7 Jahren sprach sie fließend holländisch und französisch und verstand englisch und deutsch. Schließlich war noch vor kurzer Zeit in der russischen Verwaltung ein Beamter von 34 Jahren angestellt, der nur 90 Zentimeter maß und mit einer ebensolchen Zwergin verheiratet war. Der Moskauer Arzt Benzonger hat übrigens 1887 eine Familie von Zwergen studieren können, was sehr selten vorkommt. Vater und Mutter waren von normalem Wuchs (1,79 und 1,55 Meter groß). Sie haben 9 Kinder gehabt, von denen drei tot sind; von den sechs Ueberlebenden hatte nur einer einen normalen Wuchs, die fünf anderen waren Zwerge, und ihr Wuchs variierte zwischen 0,90 und 1 Meter. Alle hatten im Alter von 4 Jahren mit dem Wachstum aufgehört. Das Zwergtum ist im allgemeinen das Resultat eines frühzeitigen Stillstandes des Wachstums und in allen Fällen ein pathologischer Zustand wie das Gigantentum. Das bestätigt auch schon der äußere Anblick. Anders ist dies bei zwerghaften Völkern, wie den Pygmäen Afrikas, die uns Stuhlmann so anschaulich schildert. Diese machen keinen verkrüppelten oder verkümmerten Eindruck, auch wenn sie im schlechten Ernährungszustande sind. Sie sind nicht schön, aber auch nicht mißgestaltet, vielmehr scheinen sie in einem jugendlichen Wachstumsstadium stehen geblieben zu sein; eine vererbte rachitische Knochenkrankung, die den kleinen Wuchs bedingen könnte, hat Stuhlmann nie beobachtet. Im Verhältnis zu ihrer Körpergröße sind sie kräftig, aber auch beweglich und ausdauernd. Sie wissen überall in den dichten Wäldern umherzustricken, wo größere Leute kaum vorwärts kommen; sie treten äußerst leise auf und bewegen sich vorsichtig, ohne an einen Ast angustoßen, um nicht durch sein Rascheln das Wild zu verzagen. So sind sie herborragend geeignet, sich an Wild heran zu schleichen. Von Charakter sind diese Zwergvölker im höchsten Grade argwöhnisch und verschlagen. Sie beobachten zu wissen, ist ihnen unangenehm. Sowie Fremdlinge ihre Niederlassungen gesehen haben, ziehen sie an einen anderen Ort. Schließlich mag noch darauf hingewiesen werden, daß die heutige Wissenschaft das Zwergtum zu vermeiden und zu beseitigen sucht. In gewissen Fällen, wo man die Ursache des Stillstandes des Wachstums bei einem Kinde hat feststellen können, sind denn auch in dieser Beziehung günstige Resultate erzielt worden.

S. Wiese.

Kleines feuilleton.

e. Belemmert. Det ganze Spiel ist belemmert, sagte Stat-Ede und schmiß die Karten auf den Tisch. Lachend strichen die anderen den Gewinn ein und bemerkten: „Natürlich is det Spiel belemmert, wenn Ede den Grand ohne Bier nicht glücklich zu Ende bringen kann.“

Was Ede sagen will, wissen wir: er braucht den Ausdruck, um keinen schlimmeren anwenden zu müssen. Ob ihm aber ganz klar ist, was belemmert eigentlich heißt, wollen wir dahingestellt sein lassen. Es gibt im Deutschen ein Wort belampern, das z. B. in dem Simplicissimus von Grimmelshausen in folgendem Zusammenhang vorkommt: „Aus oben besagtem unflätigen Wad begab ich mich in ein anderes, nemlich in ein fließend Wasser, weil ich aus dem ersten so belampert stiege, daß mich wohl kein Mensch vor einen Menschen hätte halten und ansehen mögen“. Man sieht leicht, daß belampert an dieser Stelle soviel wie besudelt oder beschmutzt bedeutet.

Das Tätigkeitswort belampern geht zurück auf ein namentlich im Oberdeutschen gebräuchliches Lampen, dessen Sinn man aus folgender Stelle erfährt: wo auch sonst an einem anderen Teil des Leibes ein großer Schlemper herabher lampet (F. Würz, Pract. d. Wundarzney). Lampen, schlaff hängen, hat einen nahen Verwandten in dem niederdeutschen laff, „schlaff, geschmacklos“, von dessen Stammform es nur das eingeschobene m und die durch diesen Buchstaben verursachte andere Lautstufe des Buchstaben f trennt. Wie gesagt, ist lampen vornehmlich oberdeutsch, hat aber eine auch weit durch Mitteldeutschland gehende Sippe, worin der ursprüngliche Begriff des Schlaffen mannigfach umgewandelt erscheint.

In Nassau bedeutet die Häufigkeitsbildung lampeln soviel wie langsam und nachlässig einhergehen, Lammel eine Person, die nachlässig umhergeht und die Kleider gleichsam nachschleift. Im Oberhessischen heißt Lammel der beschmutzte untere Rand eines Weiberrockes und belammeln bedeutet: den Rock am unteren Ende beschmutzen. Von diesem lammeln aus kommen wir auf den eigentlichen Sinn von belampern, das damit nächst verwandt ist. Wie nur neben lampern lämmern, so zeigt sich auch neben belampern die assimilierte Form belämmern, belemmern.

Verwandt mit dieser Wortfamilie ist auch Lappen, das nasalisierte Lumpen, lumpig usw.

Außer diesem Belemmern gibt es noch in der Seemannssprache ein Wort, das genau ebenso lautet und hinderlich sein, behindern, der einen zu großen Raum einnehmen bedeutet. Man spricht hier bei Verfrachtung von belemmernden Gütern, von einer Belemmerung. Im Niederländischen heißt es belemmeren, im Schwedischen belamra, über und über mit Waren belasten.

Es ist möglich, daß auch dies Wort mit dem besprochenen belampern zusammenhängt, weil in dem Worte lampern der Begriff des Schlaffen, Trägen, Verlangamenen steckt. —

c. Cromwell oder Crumwell? Ein interessantes Dokument aus dem Jahre 1638 ist in der „Northampton Free Library“ zutage gekommen, ein Kontrakt aus dem Jahre 1638, nach dem Oliver Cromwell auf eine Jahresrente von 600 M. verzichtet, die er sechs Jahre bezogen hatte. Die im Britischen Museum geprüfte Urkunde wirft ein neues Licht auf das frühere Leben des Lord-Protektors. Er wird in der Urkunde als „Oliver Crumwell“, „Gentleman“ bezeichnet und, abgesehen von der Unterschrift, immer Crumwell geschrieben, „jetzt oder ehemals ein Diener des Right Honble, Oliver Lord St. John von Blethoe“. Man kann also annehmen, daß Cromwell außer seiner Beschäftigung als Viehzüchter in St. Ives auch als Verwalter eines der anstößenden Güter St. Johns tätig war. Verwalter und Diener waren damals synonyme Ausdrücke. Die Familien Crumwell und St. John waren immer befreundet und verschwägert. Die Rente wurde in halbjährlichen Zahlungen zu Mariä Verkündigung (25. März) und Michaelis (29. September) in der südlichen Vorhalle der grauen alten Kirche von Cottesbrooke ausgezahlt. Cromwells Unterschrift ist sehr energisch und charakteristisch. —

Geschichtliches.

a. Ausnahmegelese gegen Adlige. In den Kämpfen der Rünste mit den Geschlechtern hatte sich der Stadadel in den oberitalienischen Städten durch Verrat, Treulosigkeit und Grausamkeit so verhaßt gemacht, daß die Rünste nach ihrem Siege der rächenden Wiederbergeltung weit über das Maß hinaus die Riegel schieben ließen. Die besiegten Geschlechter wurden 1202 in Florenz durch die Ordinata justitiae in einen Zustand vollständigen politischen Helotentums versetzt, von allen Ämtern, Würden, bürgerlichen Rechten ausgeschlossen. Den Geschlechtern gegenüber wurde eine vollständige Umwertung aller bisher gültigen Standes- und Klassenanschauungen eingeführt.

In den Beisstand gesetzt zu werden, wurde Strafe, in den Bürgerstand erhoben zu werden, Belohnung. Der interessante Erlaß lautete folgendermaßen: 1. Wer in das Adelsbuch eingetragen ist, von seinem 15. bis zum 70. Lebensjahre, hat mit 2000 Pfund Florentiner Währung Sicherheit zu leisten, daß er gefesslich leben wolle und stellt außerdem dafür noch einen Bürgen. 2. Werden gleichwohl von einem Adligen Verbrechen begangen, so sollen für die Strafelder alle Blutsverwandten bis ins vierte Glied, selbst uneheliche, haften. 3. Bei Ausflügen darf kein Adliger seine Wohnung verlassen, am wenigsten aber an den Ort sich begeben, wo sich der Gerichtsfahnenführer (der die Sicherheitswache von 1000 Mann befehligte und die Blutfahne trug) mit seinem Zuge sich befindet. 4. Bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen der Adligen, desgleichen, wenn aus ihren Familien Mönche oder Nonnen eingekleidet oder Weltgeistliche geweiht werden, sind öffentliche Aufzüge in Begleitung der bewaffneten Haustruppen nur innerhalb des betreffenden Kirchsprengels erlaubt. 5. In der Nähe einer Brücke oder eines Haupttores darf kein Adliger ein Haus oder einen Turm besitzen. 6. Gegen Urteile in Strafsachen eines Adligen findet keine Nichtigkeitsklage oder Rechtsberufung statt. 7. Bei Vergehen oder Verbrechen eines Bürgerlichen kann ein Adliger nur dann als Angeber auftreten, wenn sie seine Person selbst betreffen. 8. Gegen Bürgerliche ist kein Adliger, ohne ausdrückliche Erlaubnis der Prioren, eines Zeugnisses fähig, ebensowenig ist einem Adligen Einspruch erlaubt gegen Zeugnisse der Bürgerlichen. 9. Bürgerliche verfallen in Strafe, wenn sie von einem Adligen beleidigt werden und keine Anzeige von der Beleidigung machen. 10. Auf Beleidigung eines Bürgerlichen, zumal wenn er ein obrigkeitliches Amt bekleidet, steht die Strafe, daß der bürgerliche Uebelthäter unter den niederen Adel versetzt wird, der adlige unter den hohen, beide mit ihrer ganzen Familie. 11. Geschieht die Anzeige, es sei jemand der Beihilfe oder Teilnahme an einer Mordtat verdächtig, so entscheidet für oder wider den Verdacht die Mehrzahl der schwarzen oder weißen Wöhlen. Ist der für schuldig Erkannte ein Bürgerlicher, so wird er unter den niederen Adel versetzt, ein Adliger aber unter den hohen, außer der gesetzlichen Strafe. 12. Adlige, die sich um den Staat verdient gemacht, werden zur Belohnung unter die Bürgerlichen versetzt, müssen jedoch ein anderes Wappen annehmen. —

Kulturgeschichtliches.

ge. Die ältesten Schminckarten stammen aus ägyptischer Vorzeit; man kennt deren 32, und 27 von ihnen haben ein Alter von mehr als 3000, ja sogar bis 4400 Jahren. Einen mächtigen Aufschwung erfuhr die Schönheitspflege, als orientalische Pracht und Luxus in Rom heimisch geworden waren und das einst so mächtige Römervolk bis auf die Knochen entwertet hatten. In dem Schlaraffenleben einer vornehmen Römerin war die Toilette und Schönheitspflege die einzige Tagesarbeit; allerdings ging in der Regel auch der ganze Tag darüber hin. Plinius erzählt, daß sich seine Landsmänninnen täglich siebzimal mit Eßelmilch wuschen, und als Nero

seine Frau verließ, gab er ihr noch 50 Eselinnen mit auf die Reise, damit sie wenigstens nicht die unentbehrliche Milch zu vermissen brauchte. Die Tagestoilette der Römerin begann bereits am Abend vorher. Junge, schöne Sklavinnen mit gesunden Zähnen traten an das Lager der Gebieterin, kauten vor ihren Augen Brot und spieen es, mit ihrem Speichel vermischt, in eine goldene Schale. Durch Zutaten Essenzen wurde hieraus eine Paste geteigt und der Herrin auf Gesicht, Hals und Arme usw. aufgelegt. Am Morgen wurde diese Masse wieder entfernt und die belegten Körperteile mit dem Fleisch einer frisch geschlachteten Kuh abgerieben. Dann folgte ein laues Bad in Eselmilch, an das sich eine Massage des ganzen Körpers schloß, der schließlich mit duftendem Öl und kostbaren Essenzen abgerieben und geglättet wurde. Dabei genierte es die Römerin nicht, diese Arbeit unter dem Beistand männlicher Sklaven ausführen zu lassen; Sklaven waren eben in den Augen der Römerin keine Männer. Nun wurde der Schauplatz der Toilette vor einen großen Metallspiegel verlegt. Es folgte wieder eine Waschung mit Eselmilch, dann hüpfte zierlich heran die Schar der Weißhauflegerinnen, die in goldenen Schalen Krotodilmilch mit ihrem Speichel vermischt und hiermit den Körper ihrer Herrin nochmals abrieben, bevor sie dann die weiße Schminke auftrugen. Dann folgte das Auflegen des Rot auf Wangen und Lippen, und die Augenbrauenmalerinnen konnten durch feine, kühl geschwungene Bogen nun dem Auge Größe und Glanz verleihen. Nachdem noch mit einer zarten, blauen Farbe, natürlich wieder von anderen Sklavinnen, die Adern in den Schläfen bemalt waren, konnte man endlich an die Verschönerung der Zähne und Gaumen gehen. Dann traten die Haarschmückerinnen und -Färberinnen in Tätigkeit und endlich bekam das lebende Gemälde auch Gewänder, um schön wie die Schaumgeborene sich in den Zirkus zu begeben. —

Archäologisches.

k. Neue Funde auf Kreta. Arthur J. Evans, der schon seit Jahren die Ausgrabungen von Knossos auf dem alten Kreta leitet, hat in der letzten Sitzung des Londoner „Altertumsvereins“ einen Vortrag gehalten, der über die Gräber im Knossos aus der Zeit des Minos wertvolle Aufschlüsse gab. Die Arbeiten von Evans waren im letzten Sommer darauf gerichtet, Grabstätten aufzufinden, die mit dem von ihm ausgegrabenen Palast des Minos und der ihn umschließenden Stadt in Verbindung ständen. Auf einem Hügel wurde nun, eine englische Meile nördlich von dem Palast, eine ziemlich ausgedehnte Gräberstätte entdeckt. Hundert Gräber etwa wurden geöffnet, und ihr Inhalt erwies, daß die Leichen in ihnen aus einer Zeit stammten, die unmittelbar auf den Untergang des Palastes folgte. Die Zivilisation stand gleichwohl noch auf einer gewissen Höhe, und der Charakter der Kunst, der sich in den aufgefundenen Grabfunden entfaltete, zeigte noch alle die Merkmale des älteren Palaststiles. Unter den aufgefundenen Gegenständen war eine Anzahl bronzener Gefäße, Geräte und Waffen, unter denen sich Schwerter von mehr als einem Meter Länge befanden. Eines der kürzeren Schwerter hat einen mit Goldplatten versehenen Griff, auf dem in ganz meisterhafter Zeichnung Löwen eingeritzt waren, die wilde Ziegen jagen. Die Edelsteine und Schmuckstücke, die ans Licht gefördert wurden, hatten mehr Ähnlichkeit mit dem früh-mykenischen Stil und ein Starabaeus, der in einem Grabe gefunden wurde, gehört zu der Klasse ägyptischer Stoffarbeiten, wie sie in späten Gräbern der 18. Dynastie sich finden. Tongefäße wurden in großer Anzahl ausgegraben, einige von ihnen mit prächtigen Ornamenten in höchst geschmackvoller Dekorationsverzierung. Die Arten der Gräber waren recht verschieden. Es wurden Grabkammern aufgefunden, die in den weichen Fels eingehauen worden waren, jede mit einem Zugang; diese enthielten oft Tongefäße, in denen die Toten in Körben niedergelegt waren, in zusammengedrückter Stellung, die Knie gegen das Kinn gepreßt. Dann gab es Schachtgräber, mit einer kleineren Höhlung unten, die das ausgestreckte Skelett enthielt, während sich darüber ein Dach von Stein tafeln wölbte, und schließlich Schächte, die zu einer gemauerten Höhle führten und gleichfalls ausgestreckte Skelette enthielten. Unglücklicherweise waren die Knochen durch die Beschaffenheit des Bodens so völlig zerstört, daß es nur in wenigen der Fälle möglich war, ein paar Beispiele davon zur Prüfung zu sichern.

Auf einem hohen Plateau, das Sopata heißt, etwa zwei Meilen nördlich von dieser Begräbnisstätte, wurde ein noch wichtigeres Grabmonument entdeckt. Dieses bestand aus einer viereckigen Kammer, etwa acht Meter breit und sechs Meter hoch, aus Kalksteinquadern ausgeführt und in zyklonischer Art überwölbt. In der hinteren Wand dieses Grabgewölbes befand sich in der Mitte eine Zelle, dem Eingang gegenüber. Dieser Eingang, in derselben Weise überwölbt, erweiterte sich zu einer kleinen Vorhalle, an deren Seitenwänden wiederum zwei Begräbniszellen lagen. Auf dem Boden der Haupthalle fand man ein Schachtgrab mit einem Steindach. Der Inhalt dieser Gruft bestand aus uralten Metallgegenständen. Doch schien nur wenig von dem einst hier aufgehäuften Reichtum noch erhalten zu sein. Man fand eine goldene Haarnadel, Teile von zwei silbernen Waffen, einen schönen, großen bronzenen Spiegel als letzte Ueberreste des einstigen Schatzes. Eine große Zahl anderer Reliquien wurde zerbrochen und zertrümmert aufgefunden; an den einzelnen Scherben sind bisweilen Tonaufsdrücke,

die wohl die Stelle eines königlichen Siegels vertraten. Besonders bemerkenswert unter den Steingefäßen ist eine Porphyrschale, die deutlich die Arbeit der Handwerker aus der Zeit des Minos zeigt, aber im Material und in der Ausführung durchaus an Produkte der frühen ägyptischen Dynastien gemahnt. So hat man auch eingeführte ägyptische Malabastergegenstände gefunden, in denen neben Formen der 18. Dynastie auch der Stil des ägyptischen mittleren Reiches hervortritt. Kleine Schnüre aus Lapislazuli zeigen ebenfalls die Nachahmung ägyptischer Vorbilder. Vier Amphoren mit schönen Dekorationen zeigen den geometrischen Ornamentstil des späteren Palastes in Knossos. In die gleiche Stilperiode ist auch das aufgefundenen Mausoleum einzuordnen, das in den Grabbauten Griechenlands keine Analogien findet. Man wäre versucht, hierin das Grabmal des Idomeneus zu sehen, von dem die Tradition erzählt; aber obgleich man bei weiteren Forschungen in der Nachbarschaft eine andere in den Fels gehauene Gruft entdeckte, die ebenfalls Gegenstände aus dieser Zeit enthielt, so war diese doch kaum beträchtlich genug, um als Grabmal des Meriones zu gelten, dessen Grab die Tradition neben das des Idomeneus verlegt. —

Humoristisches.

— Bewiesen. Ältere Dame (nachdem der Zug einen Tunnel passiert hat, zu ihrem zukünftigen Schwiegersohn): „Es ist doch alles im Leben nur Einbildung; meinen Sie nicht auch?“

„Wieso?“

„Na, sehen Sie, Sie machen jetzt so ein seliges Gesicht, und dabei haben Sie nicht Ihre Braut, sondern mich abgeköpft.“ —

— Die Hauptsache. Professor des Deutschen (zum Vater eines Abiturienten): „Was will Ihr Sohn werden?“

Vater: „Jurist.“

Professor: „Ja ja, den schlechten Stil hat er schon!“ —

— Unbegreiflich. „Nun, gefällt es Ihnen in unserer Gegend, Fräulein Laura?“

Höhere Tochter: „O ja, recht gut — nur begreife ich nicht, weshalb die Leute überall grünes Zeug anbauen, wo sie die schönsten Tennisplätze anlegen könnten.“ —

(„Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Zugewonnen ist uns: „Museumskunde.“ Zeitschrift für Verwaltung und Technik öffentlicher und privater Sammlungen. Band I. Heft 1. Herausgeber Dr. Karl Koetschau. Druck und Verlag Georg Reimer, Berlin. Jährlich ein Band von 4 Heften. Preis pro Band 20 M. —

— „Ein idealer Gatte.“ ein bisher noch auf keiner deutschen Bühne aufgeführtes Schauspiel von Oskar Wilde, ist vom Münchener Hoftheater erworben worden. —

— Die Ehlersche Operette „Pufferl“ wird im Zentral-Theater unter dem Titel „Die Theatergräfin“ in Szene gehen. —

— Omar Khayams „Rubaiyat“ („Der persische Garten“), ein Lieberzhilus, wird am 13. Februar im Künstlerhaufe zur Aufführung gelangen. —

— Ein in Pompeji aufgefundenes Wandgemälde ist restauriert und im Neapeler Museum aufgestellt worden. Es ist eine ausführliche Darstellung der Sagen und Mythen, die sich um die Gründungsgeschichte Roms gebildet haben. Das Fresko ist wahrscheinlich eine Kopie nach einem berühmten Original, das sich in Rom befand. —

— Eine neue große Tiefseeforschungsfahrt wird in England ausgerüstet. Die britische Admiralität will das Kriegsschiff „Scarlat“ den nordwestlichen Indischen Ozean erforschen lassen. —

t. Steinzeitliche Anatomie. Schon Herodot und Diodor haben berichtet, daß in Ägypten und im westlichen Asien im weit zurückliegenden Altertum eine Art von Anatomie getrieben wurde. Man öffnete die Leichen mit einem scharfen Stein und vollzog dann wohl noch eine Einbalsamierung. Diese Veranstaltungen hatten den Charakter einer religiösen Handlung. In verschiedenen europäischen Museen werden kleine flache Messer und harte Kieselsteine aufbewahrt, die aus Ägypten stammen und wohl zu einem derartigen Zweck gedient haben. In London befindet sich ein solches Instrument des vorgeschichtlichen Menschen, das sogar schon mit einem plumpen Holzgriff versehen ist. Auf der Insel Teneriffa werden übrigens noch heute zur Leichenöffnung Messer aus scharfen Splintern von Obsidian (vulkanischem Glas) benützt. —